

# Brüder im Geiste und Gehabe

Clinton und sein Staatsgast Blair verkörpern eine „special relationship“, die hält und hält

Von Josef Joffe

An diesem Wochenende zelebrieren Tony und Bill ein Liebesfest in Washington. Schon bei Blairs Ankunft warb Clinton um den britischen Freund mit Worten, die bei einem Besuch von Helmut Kohl oder Jacques Chirac nicht fallen würden. Ein „unverbrüchliches Band“ umwickelte Britannien und Amerika, zumal in der Irak-Politik. Persönlich hätten sie so vieles gemeinsam, daß „die Chemie zwischen uns beiden stimmt“.

Von Nation zu Nation, von Person zu Person – so viel Harmonisches gibt es selten zu berichten in den Beziehungen der Staaten. Das erinnert an George Bush und Margaret Thatcher anno 1990, als Saddam Hussein den Nachbarstaat Kuwait kassierte. „Obwohl Präsident Reagan mit mir immer eine außerordentlich freundschaftliche Zusammenarbeit gepflegt hatte“, notierte Thatcher in ihren Memoiren, „hatte er mich doch niemals so sehr ins Vertrauen gezogen wie jetzt George Bush.“ Man darf sogar behaupten, daß die Britin den Ausschlag für den Krieg gegen Saddam gegeben hat, agierte doch Freund George am Anfang allzu zögerlich. „In dieser Situation dürfen wir nicht zulassen, daß die Ängstlicheren die Oberhand gewinnen“, habe sie Bush in einem Telefonat am 26. August 1990 gesagt. Tatsächlich war es ein paar Takte härter: *Now don't go wobbly on me*, George – was etwa bedeutet:

„Jetzt darfst du nicht anfangen zu wackeln.“

Da ist sie wieder, die legendäre „special relationship“, die sich neuerdings in dem anglo-amerikanischen Schulteranschlag bei einem etwaigen Angriff gegen den Irak manifestiert. Diesmal sind nicht zwei rechte, sondern zwei linke und dazu viel jüngere Politiker an der Macht, und dennoch funktioniert die Allianz, als wäre sie in die Gehirne einprogrammiert. Die „special relationship“ ist um so beeindruckender, als auf beiden Seiten eine gehörige Portion Mißmut gegen die andere existiert.

Zum Beispiel bei dem ehemaligen Sicherheitsberater Zbigniew Brzezinski, der seine Verachtung der „Brits“ in seinem jüngsten Buch „Die einzige Weltmacht“ kaum zügeln kann. England, das sei kein „geostrategischer Player mehr“; das Land habe sich „selbst an den Rand gedrängt“, und deshalb müsse Amerika die „letzten Reste der special relationship verschrotten“. Umgekehrt ist Britannien ein Land mit den höchsten Anti-Amerikanismus-Werten. Man fühlt sich den Yanks kulturell überlegen, hält sie für rüde oder puritanische Tölpel.

Überdies drückt die historische Erinnerung. Die Amerikaner haben schon vergessen, daß die Brits ihnen im Krieg von 1812 die Hauptstadt niederbrannten. Aber die Briten erinnern sich noch sehr gut an eine lange Liste von Erniedrigungen durch die Parvenu-

Vettern: an den verlorenen Unabhängigkeitskrieg, der sie das nordamerikanische Imperium kostete, an die Weltkriege I und II, die sie nur mit Hilfe der überseeischen Verwandten gewinnen konnten. In jüngerer Zeit lautet das Stichwort der Schande „Suez“. Damals, 1956, als das Pfund heftig attackiert wurde, zwangen die USA die Briten mit finanziellem Druck zum Abzug aus Ägypten. Das war gleichbedeutend mit dem Ende des Empire. Den imperialen Mantel, zumal in Nahost, durfte sich hernach Amerika umhängen.

Warum dann also die periodischen Liebesfeste à la Clinton/Blair oder Bush/Thatcher? Warum die „special relationship“, die hält und hält? Man darf ein wenig in den nationalen Psychen herumspekulieren. In den Fundamenten sind sich beide Gesellschaften sehr ähnlich. Der klassische Liberalismus, sprich: Markt, Individualismus, Auflehnung gegen „Vater Staat“, hat in Wahrheit nur in diesen beiden Ländern kräftige Wurzeln geschlagen. In Frankreich, Deutschland, Italien gibt es zwar eine liberale Tradition, aber sie hat sich nie gegen Konservatismus und Sozialdemokratismus durchsetzen können. Beides sind Seefahrer-Kulturen, will sagen: dem Pragmatismus untertan. Vielleicht, weil der Seemann keine hegelianischen und cartesianischen Gedankentürme zimmert; er muß flexibel auf Wind, Welle und Wetter, also

auf die Umstände reagieren. Ihr Rechtsverständnis gehorcht dem Präzedenzfall, nicht dem *Code civil*. Beide sind – oder waren – die Weltmacht Nr. 1; das hat sie gelehrt, in globalen Zusammenhängen zu denken. Keiner hat je einen Krieg verloren oder eine Besatzung ertragen müssen (jedenfalls seit 1066), und das schafft ein (Selbst-)Bewußtsein, das die Kontinentaleuropäer nicht teilen können. Gewiß haben die Briten den Amerikanern den Verlust ihres Imperiums nie richtig verziehen, aber im Innersten werden sie sich sagen: Besser die *Yanks*, unsere Vettern, als die *Krauts* oder die *Frogs*, mit denen sie immer eine viel schärfere Rivalität verbunden hat.

Jedenfalls funktioniert die „special relationship“ immer wieder, auch im Falklandkrieg 1982, als die USA sich erst instinktiv den lateinamerikanischen Nachbarn zuneigten, sich dann aber doch auf die Seite der Briten schlugen. Im Falle Clinton/Blair kommt noch eine Art Kloning-Faktor hinzu. Blair hat im Wahlkampf 1997 systematisch Clinton imitiert. Beide sind zwar mitte-links, reden aber eine klassisch liberale Sprache: Selbstverantwortung, Arbeit statt Wohlfahrt, Markt statt Big Government. „Es herrscht jetzt eine tiefe ideologische Verwandtschaft“, notiert der britische Innenminister Jack Straw. Der einzige Unterschied? Tony hat keine  
Monica.

EINANDER LIEBEVOLL zuetan: Bill Clinton und Tony Blair in der Montgomery Blair High School von Silver Spring/Washington.

Photo: Reuters